

MARÍA DUEÑAS

Der Pinienhain

Buch

Ein gebrochenes Herz bringt die Literaturdozentin Blanca Perea dazu, ihrem Madrider Leben über Nacht den Rücken zu kehren und eine Stelle an der kleinen Universität Santa Cecilia in Kalifornien anzutreten. Dort soll sie Ordnung bringen in die Hinterlassenschaft ihres Landsmannes Andrés Fontana, der Jahre zuvor bei einem Unfall ums Leben gekommen ist. Schon bald wird Blanca von ihrer neuen Aufgabe in den Bann gezogen, denn sie entdeckt dabei eine bewegende Geschichte, die bis ins Spanien der 50er Jahre zurückreicht – und die ihr persönlich nähergeht, als sie zunächst ahnt.

Autorin

María Dueñas wurde 1964 im spanischen Puertollano geboren, promovierte in englischer Philologie und ist Professorin der Universidad de Murcia. Sie unterrichtete an nordamerikanischen Universitäten, veröffentlichte wissenschaftliche Texte und hat an zahlreichen kulturellen und verlegerischen Projekten mitgewirkt. Bei Blanvalet erschien bereits ihr Debüt, der internationale Bestseller »Das Echo der Träume«, der sich weltweit über 2,5 Millionen Mal verkauft hat.

Von María Dueñas bei Blanvalet bereits erschienen:

Das Echo der Träume (38039)

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag.

María Dueñas

DER
PINIENHAIN

Roman

Aus dem Spanischen von
Barbara Reitz und Maria Zybak

blanvalet

Die spanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Misión olvido« bei Temas de Hoy, Madrid.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Dezember 2014 bei Blanvalet, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe María Dueñas 2012 und Ediciones Planeta
Madrid, S. A., 2012

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by
Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagabbildungen: Corbis/Mark Sunderland;

Getty Images/Alexander Dunkel

Redaktion: Anita Hirtreiter

Copyright des Musiktexes »Torre de arena« auf S. 300: 1965, © Editorial Música
Moderna, Madrid, Spanien und 2009 Pedro Labrés Rubio, Alejandro Cintas
Sarmiento und Manuel Gordillo Ladrón de Guevara, Madrid, Spanien.

Copyright des Verses Antonio Machado auf S. 121 © Herederos de Antonio y Ma-
nuel Machado, C.B.

Copyright des Gedichts »Wo das Vergessen wohnt« von Luis Cernuda S. 490 und
555 © Herederos de Luis Cernuda, deutsche Übersetzung zitiert nach: Luis Cer-
nuda: Wirklichkeit und Verlangen. Gedichte, spanisch und deutsch. Auswahl und
Übertragung von Susanne Lange. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main, 2004

Copyright des Gedichts »Para vivir no quiero...« von Pedro Salinas auf S. 378
© Herederos de Pedro Salinas, deutsche Übersetzung zitiert nach: Pedro Salinas:
Gedichte. Ausgewählt und übertragen von Rudolf Wittkopf. Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main, 1990

Copyright des Liedtextes von »María Dolores« (Text von Jacobo Morcillo und
Musik von Fernando García Morcillo) auf S. 237 © 1949 Warner/Chappell Music
Spain

Copyright des Liedtextes von »Pa todo el año« von José Alfredo Jiménez Sandoval
auf S. 249 © Editorial Mexicana de Música Internacional. Autorizado por
peermusic Española, S.A.U.

ES · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-38284-2

www.blanvalet.de

*Für Pablo Dueñas Vinuesa, meinen Bruder,
damit er weiß, was ich ihm verdanke.*

*Für all jene, die Tag für Tag unermüdlich und voller
Enthusiasmus in den Hörsälen kämpfen:
meine Kollegen, meine Lehrer, meine Freunde.*

Kapitel 1

Manchmal trifft einen das Schicksal mit der Wucht einer Kanonenkugel.

Jedenfalls fühlte ich mich noch wie benommen, als ich die Tür zu meinem Büro an der Universität öffnete. So vertraut, so heimelig, so ganz meins. Dort war alles so wie früher.

Obwohl: Oberflächlich betrachtet, gab es keinen Grund für meine Weltuntergangsstimmung. Alles war noch so, wie ich es hinterlassen hatte. Die Regale quollen über vor Büchern, die Pinnwand aus Kork war voller Zettel mit den Uni-Sprechstunden und -Mitteilungen. Schnellhefter, Aktenordner, alte Ausstellungsplakate, Briefumschläge mit meinem Namen. Die letzten Einträge im Kalender stammten vom Juli 1999, lagen daher zwei Monate zurück. Alles war wie immer in diesem Raum, der in den vergangenen vierzehn Jahren mein Zufluchtsort gewesen war, mein Refugium, der Semester für Semester Scharen von Studenten aufgenommen hatte, die mit Zweifeln, Klagen und Wünschen zu mir kamen. Rein äußerlich war alles beim Alten. Dabei hatte es mir den Boden unter den Füßen weggezogen.

Es vergingen zwei oder drei Minuten. Vielleicht auch zehn, vielleicht nicht einmal eine. Auf jeden Fall genug Zeit, um eine Entscheidung zu treffen. Als Erstes wählte ich eine Telefonnummer. Niemand nahm ab, ich hörte nur die unpersönliche Begrüßung einer Mailbox. Sollte ich auflegen oder nicht? Ich entschied mich für Letzteres.

»Rosalía, ich bin's, Blanca Perea. Ich muss unbedingt von hier weg, du musst mir helfen. Wohin, ist mir egal. An irgendeinen Ort, wo ich niemanden kenne und mich niemand kennt. Ich weiß, im Moment ist es nicht gerade günstig, so kurz vor Semesterbeginn, aber ruf mich möglichst bald zurück, bitte.«

Nachdem ich diese Nachricht hinterlassen hatte, fühlte ich mich gleich besser, als wäre ich in diesem bösen Albtraum einen bissigen Hund losgeworden. Ich wusste, ich konnte mich auf Rosalía Martín verlassen, auf ihr Verständnis, ihren guten Willen. Wir kannten uns seit unseren Anfängen an der Universität, als ich noch eine junge Dozentin mit einem schlecht bezahlten Zeitvertrag war und sie dafür verantwortlich, die erst kürzlich geschaffene Stelle für internationale Beziehungen mit Leben zu füllen. Von Freundschaft zu sprechen wäre vielleicht zu hoch gegriffen, vielleicht hatte das Wort über die Jahre auch an Bedeutung eingebüßt, aber ich kannte Rosalías Charakter und war mir deshalb sicher, dass sie auf meinen Hilfeschrei eingehen würde.

Erst nach diesem Anruf konnte ich mich dazu aufraffen, mich den Verpflichtungen zu stellen, die der gerade begonnene September mit sich brachte. Mein E-Mail-Postfach füllte sich beim Öffnen mit Nachrichten, als wäre ein Staudamm gebrochen. Mit ihnen beschäftigte ich mich eine ganze Weile, beantwortete einige von ihnen und löschte andere, die überholt oder uninteressant waren. Bis das Telefon klingelte und ich mich mit einem knappen »Hallo« meldete. »Was ist denn los? Wohin willst du denn um diese Zeit? Und warum die Eile?«

Ihre übersprudelnde Art weckte sofort Erinnerungen an viele gemeinsam erlebte, schon Jahre zurückliegende Momente. An endlose Stunden vor dem schwarz-weißen Bildschirm eines vorsintflutlichen Computers. An gemeinsame

Besuche bei ausländischen Universitäten, um Möglichkeiten für einen Austausch und Kooperationen auszuloten; an Doppelzimmer in nüchternen Hotels, an menschenleere Flughäfen, wo wir im Morgengrauen stundenlang warteten. Unsere Wege hatten sich mit der Zeit getrennt, und vielleicht hatten wir uns ein wenig entfremdet. Doch das Grundgefühl war geblieben, ein Rest an alter Vertrautheit. Aus diesem Grund erzählte ich ihr die ganze Geschichte ohne jeden Vorbehalt. Mit schmerzhafter Aufrichtigkeit, ohne jede Wertung. Ohne Klagen, ohne Ausschweifungen. Ohne Sicherheitsnetz.

Nach wenigen Minuten wusste sie, was sie wissen musste. Dass Alberto ausgezogen war. Dass meine vermeintlich glückliche Ehe in den ersten Sommertagen in die Brüche gegangen war, dass meine beiden Söhne bereits flügge waren, dass ich in den vergangenen zwei Monaten mehr schlecht als recht versucht hatte, mich auf meine neue Situation einzustellen, und mir jetzt, kurz vor Beginn des neuen Semesters, die Energie fehlte, mich in dem seit Jahren gleichen Umfeld zu behaupten, mich wieder an der Alltagsroutine und den gewohnten Verpflichtungen festzuhalten, als hätte es in meinem Leben nicht einen bedeutenden Einschnitt gegeben, so sauber und glatt wie mit einer messerscharfen Klinge geführt.

Rosalía erfasste die Situation sofort, mit ihren ganzen neunzig Kilo an Pragmatismus, und sie verstand, dass ich im Moment nichts weniger brauchte als teilnahmevolle Tipps oder gut gemeinte Ratschläge. Deshalb bohrte sie weder nach, noch bot sie mir ihre Schulter an, um mich daran auszuweinen. Vielmehr konfrontierte sie mich schonungslos mit einer Tatsache, die ich schon geahnt hatte.

»Also, ich fürchte, das wird nicht ganz einfach für uns, meine Liebe.« Sie sprach im Plural und erklärte die Ange-

legenheit damit auf der Stelle auch zu ihrer eigenen. »Die Bewerbungsfristen für die interessanten Sachen sind schon vor Monaten abgelaufen«, erläuterte sie, »und die nächsten Ausschreibungen für richtig gute Stipendien werden noch ein paar Monate auf sich warten lassen. Wie dem auch sei, gib mir ein wenig Zeit, ich komme ja auch gerade erst aus dem Urlaub zurück und weiß noch nicht, ob in den letzten Wochen etwas Neues hereingekommen ist. Lass mir Zeit bis heute Abend, vielleicht stoße ich auf etwas, denn manchmal schneit ganz überraschend etwas herein. Ich halte dich auf dem Laufenden.«

Den restlichen Vormittag verbrachte ich damit, durch die Universität zu schlendern. Ich unterzeichnete Schriftstücke, brachte Bücher in die Bibliothek zurück, trank einen Kaffee. Doch nichts nahm mich derart in Beschlag, dass ich nicht ungeduldig auf den Rückruf gewartet hätte. Ich hatte keine Ruhe, mir fehlte die Gelassenheit. Um Viertel vor zwei klopfte ich an die halb geöffnete Tür des Büros, in dem Rosalía arbeitete.

»Gerade wollte ich dich anrufen«, verkündete sie, noch ehe ich sie begrüßen konnte. Mit gestrecktem Zeigefinger wies sie dann auf den Bildschirm und begann mich mit Neuigkeiten zu bombardieren. »Ich habe drei Sachen herausgefischt, die gar nicht mal so schlecht klingen. Sie sind während der Ferien hereingekommen. Ehrlich gesagt, ist das mehr, als ich erwartet habe. Es sind drei verschiedene Institutionen und drei verschiedene Aufgaben. In Litauen, Portugal und den Vereinigten Staaten. In Kalifornien, um genau zu sein. Bei keinem der Angebote kannst du eine ruhige Kugel schieben, nur damit du es weißt, du wirst dich in jedem Fall ganz schön reinhängen müssen, und für deine Vita werden sie auch keine Glanzpunkte sein, aber besser als nichts, oder? Wo soll ich anfangen?«

Ich zuckte die Achseln und verkniff mir ein winziges Lächeln: der erste Hoffnungsschimmer in allzu langer Zeit. Rosalía rückte unterdessen ihre Brille mit dem mintgrünen Gestell zurecht, richtete den Blick wieder auf ihren Bildschirm und betrachtete prüfend, was er ihr anzeigte.

»Litauen, zum Beispiel. Sie suchen Leute mit dem Spezialgebiet Sprachpädagogik für ein neues Lehrerbildungsprogramm. Zwei Monate. Sie werden von der Europäischen Union subventioniert und müssen eine internationale Gruppe zusammenstellen. Das ist doch dein Fachgebiet, oder?«

In der Tat, in diesem Bereich arbeitete ich. Angewandte Sprachwissenschaft, Sprachdidaktik, Lehrplangestaltung. Auf diesen Pfaden wandelte ich seit zwei Jahrzehnten meines Lebens. Aber ehe ich dem ersten Lockruf nachgab, wollte ich doch noch etwas mehr erfahren.

»Und Portugal?«

»Universidade do Espírito Santo in Sintra. Eine private Uni, modern, mit viel Geld. Sie haben einen Masterstudiengang für Spanisch als Zweitsprache eingerichtet und suchen Fachleute für Methodik. Die Bewerbungsfrist läuft am Freitag ab, also praktisch gleich. Ein zwölfwöchiger Intensivkurs mit jeder Menge Stunden. Das Honorar ist nicht schlecht, deshalb bekommen sie vermutlich haufenweise Bewerbungen. Aber für dich spricht deine langjährige Berufserfahrung, und wir haben hervorragende Beziehungen zur Uni Espírito Santo, also dürfte es nicht allzu schwer werden, den Zuschlag zu bekommen.«

Dieses Angebot erschien mir unendlich verlockender als das aus Litauen. Sintra mit seinen Palästen und Wäldern, so nahe bei Lissabon und gleichzeitig nicht weit von zu Hause. Rosalías Stimme holte mich aus meinen Träumereien zurück.

»Und, zu guter Letzt, Kalifornien«, fuhr sie fort, ohne vom Bildschirm wegzusehen. »Soweit ich sehe, ist das Ganze wohl noch nicht spruchreif, aber wir können uns die Sache anschauen, für alle Fälle. Die Universität von Santa Cecilia, im Norden, nahe San Francisco. Im Moment haben wir nur ziemlich spärliche Informationen, das Angebot kam gerade herein, und ich konnte noch keine weiteren Details erfragen. Auf den ersten Blick handelt es sich um ein Stipendium, das eine private Stiftung finanziert, gearbeitet wird allerdings an der Universität. Finanziell könntest du zwar keine großen Sprünge machen, aber zum Überleben würde es reichen.«

»Und worum geht es grundsätzlich?«

»Um das Ordnen und Sichten irgendwelcher Dokumente, und sie suchen jemanden mit spanischer Staatsangehörigkeit und einem Doktor in einem geisteswissenschaftlichen Fach.« Dann nahm sie die Brille ab und bemerkte: »Es ist anzunehmen, dass diese Art Stipendium eher für Leute mit niedrigerem akademischem Niveau als deinem gedacht ist, daher wirst du bei der Kandidatenauswahl vermutlich alle locker abhängen. Und Kalifornien ist eine echte Versuchung, meine Liebe, also wenn du möchtest, bemühe ich mich um nähere Informationen.«

»Sintra«, sagte ich, ohne weiter auf Rosalía einzugehen. Zwölf Wochen. Möglicherweise lange genug, damit meine seelischen Wunden nicht mehr allzu sehr schmerzten. Weit genug entfernt, um Abstand zu meiner momentanen Situation zu gewinnen, und nah genug, um schnell mal nach Hause zu fahren, falls doch alles wieder ins Lot käme. »Sintra, ohne Zweifel«, erklärte ich entschlossen.

Als ich Rosalías Büro eine halbe Stunde später verließ, war meine Bewerbung per E-Mail bereits unterwegs. Außerdem nahm ich tausend Informationen im Kopf mit,

einen Stapel Papier in der Hand und das Gefühl, dass das Glück sich vielleicht ganz, ganz vorsichtig wieder auf meine Seite schlagen wollte.

Der restliche Tag verging in einer Art Schwebезustand. Ich aß ein vegetarisches Sandwich in der Cafeteria der Fakultät, obwohl ich keinen Hunger hatte, arbeitete den Nachmittag über ziemlich unkonzentriert und ging um sieben Uhr abends einigermaßen lustlos zur Buchvorstellung eines Kollegen vom Fachbereich Vor- und Frühgeschichte. Danach wollte ich mich gleich davonstehlen, doch ein paar Kollegen schleppten mich mit, um irgendwo noch ein kühles Bier zu trinken, und ich konnte mich nicht entschieden genug dagegen wehren. Als ich endlich nach Hause kam, war es schon fast zehn. Ehe ich noch Licht gemacht hatte, im Halbdunkel, sah ich den Anrufbeantworter in einer Ecke des Wohnzimmers hartnäckig blinken. Da fiel mir ein, dass ich mein Handy ausgeschaltet hatte, als die Präsentation begann, und anschließend vergessen hatte, es wieder einzuschalten.

Die erste Nachricht war von Pablo, meinem jüngeren Sohn. Er ist ein schrecklich netter Kerl, aber chaotisch und zerstreut. Wegen der dröhnend lauten Musik und des Gelächters im Hintergrund hatte ich Mühe, seine hastig hervorgesprudelten Worte zu verstehen.

»Mama, ich bin's, wo steckst du ...? Ich habe schon tausendmal auf deinem Handy angerufen, weil ich dir sagen wollte ... sagen wollte, dass ... dass ich auch diese Woche noch nicht nach Hause komme, dass ich am Strand bleibe und dass, wenn ... wenn ... na ja, ich rufe dich wieder an, okay?«

»Pablo«, murmelte ich, während ich zwischen den Bücherregalen sein Gesicht suchte. Da war es, Dutzende von Malen fotografiert. Manchmal allein, fast immer zusam-

men mit seinem Bruder David. Sie waren sich so ähnlich, die beiden. Immer lächelnd, die schwarzen Ponyfransen in die Augen hängend. Bunt gemischte Schnappschüsse aus ihren zweiundzwanzig und dreiundzwanzig Lebensjahren. Als Indianer, Piraten und Fred Feuerstein bei Schulaufführungen und beim Ausblasen der immer zahlreicher werdenden Kerzen auf dem Geburtstagskuchen. Im Sommerlager, an Weihnachten. Auf Kodakpapier gedruckte Fragmente des Lebens, Erinnerungsschnipsel einer eng miteinander verbundenen Familie, die als solche nicht mehr existierte.

In Gedanken noch immer bei meinem Sohn Pablo, drückte ich erneut die Taste des Anrufbeantworters, um die nächste Nachricht anzuhören.

»Äh ... Blanca, ich bin's, Alberto. Du meldest dich nicht auf dem Handy, ich weiß nicht, vielleicht bist du zu Hause. Äh ... ich rufe an, weil ich dir ... mhmm ... um dir mitzuteilen, dass ... äh ... Na gut, ich erzähle es dir lieber später, wenn ich dich persönlich an der Strippe habe. Ich rufe wieder an. Tschüs, bis später, tschüs.«

Es machte mich unruhig, das Gestammel meines Gatten. Pardon, meines Exgatten. Ich hatte keine Ahnung, was er mir mitteilen wollte, doch der Ton verhieß nichts Gutes. Natürlich dachte ich sofort, einem meiner Söhne könnte etwas passiert sein. Das war immer meine erste Reaktion. Dank der vorigen Nachricht wusste ich aber, dass mit Pablo alles in Ordnung war. Folglich kramte ich schnell das Handy aus meiner Tasche, schaltete es ein und rief David an.

»Geht's dir gut?«, fragte ich besorgt, als er sich meldete.

»Ja klar, bestens. Und wie geht's dir?«

Er klang angespannt. Aber vielleicht lag das an der Entfernung, und ich bildete es mir nur ein. Vielleicht aber auch nicht.

»Mir, na ja, geht schon ... Also, Papa hat mich angerufen und ...«

»Ja, ich weiß«, unterbrach er mich. »Bei mir hat er auch gerade angerufen. Wie hast du es weggesteckt?«

»Was weggesteckt?«

»Das mit dem Kind.«

»Welches Kind?«

»Das Kind, das er mit Eva bekommt.«

Ohne einen klaren Gedanken fassen zu können, ohne etwas wahrzunehmen, empfindungslos wie eine Marmorstatue, so trieb ich im Vakuum, wie lange, kann ich nicht sagen. Als ich die Realität wieder bewusst wahrnahm, hörte ich Davids Stimme aus dem Handy schreien, das mir aus der Hand in den Schoß gefallen war.

»Ich bin noch da«, sagte ich schließlich. Und beendete das Gespräch, ohne ihm Zeit für bohrende Fragen zu lassen. »Alles in Ordnung, ich melde mich wieder.«

Wie betäubt blieb ich auf dem Sofa sitzen und starrte ins Leere, während ich versuchte, die Nachricht zu verdauen, dass mein Mann ein Kind mit der Frau haben würde, für die er mich vor nicht einmal zwei Monaten verlassen hatte. Albertos drittes Kind, das dritte Kind, das er mit mir nie haben wollte, obwohl ich es mir so sehr gewünscht hatte. Ein Kind, das aus einem Schoß geboren werden würde, der nicht der meine war, und in einem Haus, das nicht das unsere war.

Ich spürte, wie ein Brechreiz in mir hochstieg, wie Übelkeit und Verzweiflung mir den Mund füllten. Mit hastigen Schritten, schwankend, gegen Wände und Türrahmen taumelnd, schaffte ich es gerade noch ins Bad und warf mich, auf dem Boden kniend, über die Toilettenschüssel.

In dieser Haltung verharrte ich unendlich lange, die Stirn an die kühlen Wandfliesen gedrückt, und versuchte,

trotz allem inneren Aufruhr auf die Beine zu kommen. Als ich es endlich schaffte, wieder aufzustehen, wusch ich mir die Hände. Langsam, sorgfältig, ließ Wasser und Seifenschaum zwischen den Fingern hindurchlaufen. Dann putzte ich mir die Zähne, ganz bewusst, und gab meinem Gehirn Zeit, wieder in Gang zu kommen. Schließlich kehrte ich ins Wohnzimmer zurück. Mund und Hände gesäubert, der Magen leer, der Verstand wieder funktionstüchtig und das Herz wie abgestorben. Als ich mein Handy suchte, fand ich es auf dem Teppich, es war mir heruntergefallen. Ich tippte eine Nummer, doch niemand ging ran. Also hinterließ ich erneut eine Nachricht auf der Mailbox.

»Ich bin's noch mal, Blanca. Inzwischen habe ich es mir anders überlegt. Ich muss weiter weg, für längere Zeit, sofort. Mach doch bitte so viel wie möglich über das Stipendium für Kalifornien ausfindig.«

Neun Tage später landete ich auf dem Flughafen von San Francisco.

Kapitel 2

Mit einem Mal hörte das Gehämmer auf, und die plötzliche Stille holte mich in die Realität zurück. Ich sah auf die Uhr. Es war Mittag. Erst jetzt wurde mir bewusst, seit wie vielen Stunden ich schon in Papieren herumwühlte ohne die geringste Vorstellung, was um Himmels willen ich damit machen sollte. Schwerfällig erhob ich mich, denn meine Beine waren ganz taub geworden. Während ich mir noch den Staub von den Händen wischte, stellte ich mich auf die Zehenspitzen und spähte durch die schmale Dachluke. Der Blick in die Landschaft bot mir nichts anderes als eine Baustelle, auf der im Moment alles stillstand, und eine Handvoll Männer in Arbeitstiefeln, die sich zwischen Bretterstapeln über ihr Mittagessen hermachten. Ich spürte einen Stich im Magen, eine Mischung aus Schwäche, Verlorenheit und Hungergefühl.

Am Abend zuvor war ich in Kalifornien gelandet, nach dreimaligem Umsteigen und gefühlten tausend Stunden Flug. Nachdem ich mein Gepäck in Empfang genommen und etwas desorientiert herumgestanden hatte, entdeckte ich ein kleines Schild mit meinem Namen darauf, geschrieben mit dickem blauem Filzstift. Eine stämmige Frau unbestimmten Alters mit abwesendem Blick hielt es hoch. Sie war siebenunddreißig, vierzig, etwas über vierzig vielleicht. In einem hellgelben Kleid, mit glattem, kinnlangem Haar. Ich ging auf sie zu, doch nicht einmal als ich vor ihr stehen blieb, schien sie mich bewusst wahrzunehmen.

»Ich bin Blanca Perea. Ich glaube, Sie suchen mich.«

Aber ich täuschte mich, sie suchte mich nicht. Weder mich noch jemand anderen. Unbeweglich wie ein Felsblock und geistesabwesend stand sie da, in Gedanken versunken inmitten der wogenden Menschenmasse, als würde sie das Gewimmel im Flughafenterminal überhaupt nicht wahrnehmen.

»Blanca Perea«, wiederholte ich. »Die Dozentin Blanca Perea aus Spanien.«

Da endlich reagierte sie, schloss und öffnete die Augen mit großer Anstrengung, wie es schien, als käme sie von einer Reise in den Weltraum zurück. Dann nahm sie meine Hand, schüttelte sie heftig, aber wortlos, und setzte sich in Bewegung, ohne auf mich zu warten, während ich mit zwei Koffern, einer großen Reisetasche und meinem Laptop über der Schulter Mühe hatte, sie nicht aus den Augen zu verlieren.

In der Parkgarage wartete ein weißer Geländewagen, der, diagonal geparkt, schamlos zwei Standplätze nebeneinander beanspruchte. *Jesus Loves You* verkündete ein Aufkleber auf der Heckscheibe. Mit aufheulendem Motor, was nicht recht zur sonst so zurückgenommenen Art der Fahrerinnen passen wollte, rollten wir hinein in die feuchtwarme Nacht über der Bucht von San Francisco. Unser Ziel: Santa Cecilia.

Sie fuhr konzentriert, klebte förmlich am Lenkrad. Wir wechselten unterwegs kaum ein Wort, auf meine Fragen erhielt ich nur einsilbige Antworten und knappste Informationen. Einiges bekam ich immerhin heraus. Zum Beispiel, dass sie Fanny Stern hieß. Dass sie für die Universität arbeitete und beabsichtigte, mich bei dem Apartment abzusetzen, das zusammen mit dem nicht gerade übertrieben großzügigen Honorar zu dem Stipendium gehörte, das mir

schließlich zugesprochen worden war. Was meine Aufgabe konkret umfasste, wusste ich immer noch nicht genau; wegen meiner überstürzten Abreise hatte ich mich nicht ausführlicher informieren können. Doch das beunruhigte mich nicht sonderlich, dafür würde sich schon noch Zeit finden. Jedenfalls ging ich davon aus, dass meine Arbeit weder anregend noch bereichernd sein würde, fürs Erste genügte es mir, dass ich meiner deprimierenden Situation dank dieses Stipendiums hatte entfliehen können, und das schneller, als ich mir hätte träumen lassen.

Trotz meines Schlafdefizits fühlte ich mich am nächsten Morgen, als um sieben Uhr der Wecker klingelte, einigermaßen munter und klar im Kopf. Ich stand auf und ging sofort unter die Dusche, ohne meinem frisch erwachten Bewusstsein einen Blick zurück auf die düsteren letzten Tage zu erlauben. Bei Tageslicht bestätigte sich, was ich am Vorabend mehr intuitiv wahrgenommen hatte: Das für Gastdozenten gedachte Apartment würde, wenn es auch keine besonderen Annehmlichkeiten bot, eine geeignete Zuflucht sein. Ein kleines Wohnzimmer mit eingebauter Küchenzeile hinten, ausgestattet mit dem Nötigsten. Ein Schlafzimmer, ein schlichtes Bad. Leere Wände, wenige neutrale Möbel. Ein anonymer, aber anständiger Unterschlupf. Annehmbar. Bewohnbar.

Ich schlenderte durch die Straßen auf der Suche nach einem Ort, wo ich frühstücken konnte, während ich im Rhythmus meiner Schritte registrierte, was Santa Cecilia vor meinen Augen ausbreitete. Im Apartment hatte ich eine Mappe mit meinem Namen darauf vorgefunden, die das Notwendigste enthielt, um mich zurechtzufinden: einen Stadtplan, eine Informationsbroschüre, ein leeres Schreibheft mit dem Wappen der Universität darauf. Mehr nicht, wozu auch.

Von dem kalifornischen Ambiente, das wir aus Fernsehserien und der kollektiven Phantasie zu kennen meinen, fand ich keine Spur. Keine Küste, keine Palmen, die sich im Wind wiegen, keine Villen mit zehn Badezimmern. Das Kalifornien der Superreichen, das Paradies der Technologie, den Nonkonformismus und die große Show, das alles würde ich woanders suchen müssen.

Mit knurrendem Magen setzte ich mich schließlich auf eine vom Morgenlicht beschienene Terrasse und ließ, während ich heißhungrig einen Blaubeer-Muffin verschlang und einen Kaffee mit viel Wasser und wenig Substanz trank, meinen Blick schweifen. Ein großer Platz, umstanden von Bäumen und Gebäuden mit Fassaden im Adobe-Stil, die amerikanisch-mexikanisches Flair mit einer spanischen Anmutung verströmten. Eine Filiale der First National Bank, ein Souvenirladen, das unentbehrliche Post-Office und eine CVS-Apotheke reihten sich an der Hauptseite aneinander.

Mein nächstes Ziel war die Guevara Hall. Dort würde ich den Fachbereich für Moderne Sprachen finden, der mich für eine noch nicht genau festgelegte Anzahl von Monaten aufnehmen würde. Ob diese Zeit wirklich lindernder Balsam oder nur ein simples Heftpflaster für meine Wunden sein würde, blieb abzuwarten. Aber ich wollte mich nicht wieder mit solchen Gedanken quälen, es nutzte mir mehr, wenn ich mich darauf konzentrierte, mich nicht zu verlaufen in dieser Art Park mit zahllosen, sich kreuzenden Wegen, auf denen bereits Scharen von Studenten zu Fuß oder mit dem Fahrrad zu ihren Hörsälen unterwegs waren.

Das laute Geräusch des Fotokopierers, an dem sie gerade arbeitete, übertönte meine Schritte, sodass Fanny, die erste Person, der ich begegnete, mich erst bemerkte, als ich direkt neben ihr stand. Da erst hob sie den Blick und sah

mich sekundenlang ausdruckslos an, streckte dann wie ein Roboter den rechten Arm aus und wies auf eine geöffnete Tür. »Sie werden erwartet«, erklärte sie und entfernte sich, ohne noch ein Wort zu sagen, mit dem gleichen schläfrigen Gang, mit dem sie am Vorabend mir voran durch die Gänge des Flughafenterminals getrottet war.

Ich schaute flüchtig auf das Schild an der Tür. Rebecca Cullen, mit diesem Namen waren fast alle E-Mails unterzeichnet gewesen, die ich in den wenigen Tagen vor meiner Abreise erhalten hatte. Endlich hatte ich eine konkrete Anlaufstelle, einen konkreten Ansprechpartner. Akten-schränke und Arbeitsunterlagen teilten sich ihr Büro mit farbenprächtigen Bildern, Familienfotos und einem Strauß weißer Lilien. Rebecca Cullen begrüßte mich mit einem festen Händedruck, der mich ihre Warmherzigkeit spüren ließ. Aus dem hübschen Gesicht, dem die Falten nicht zum Nachteil gerieten, strahlten mich zwei helle Augen an. Eine silbergraue Strähne fiel ihr in die Stirn. Sie ging wohl auf die sechzig zu und gehörte vermutlich zu jenen Heerschaaren unentbehrlicher Assistenten, die für ein Drittel des Gehalts ihrer Vorgesetzten arbeiten, in der Regel aber dreimal so kompetent sind wie diese.

»Ah, Blanca, endlich ... Das war ja eine Überraschung, als wir erfuhren, dass wir in diesem Semester eine Gastwissenschaftlerin haben würden, wir freuen uns sehr ...«

Erleichtert stellte ich fest, dass es meinerseits keine Verständigungsschwierigkeiten gab. Mein Englisch basierte auf wenigen Aufenthalten in Großbritannien während der Schulzeit und hatte sich im Laufe der Studienjahre und durch häufige Kontakte mit britischen Universitäten gefestigt. Meine Erfahrung mit Nordamerika beschränkte sich jedoch auf wenige Gelegenheiten: einige Fachtagungen, eine Reise mit der Familie nach New York, als Pablo

die Eignungsprüfung für die Universität bestanden hatte, ein kurzer Forschungsaufenthalt in Maryland. Deshalb beruhigte es mich, dass ich mich hier an der Westküste ohne große sprachliche Probleme würde durchschlagen können.

»Ist es in Ordnung, wenn wir uns duzen? Ich glaube, ich habe dir schon in einer der letzten Mails geschrieben, dass Professor Zárate diese Woche auf einem Kongress in Philadelphia ist, deshalb werde ich dir eine Einführung in dein Aufgabengebiet geben.«

In Abwesenheit von Luis Zárate, dem Direktor des Fachbereichs für Moderne Sprachen, erklärte mir also Rebecca Cullen in groben Zügen, was ich mehr oder weniger schon wusste. Meine Arbeit wurde von einer privaten, erst kürzlich gegründeten Stiftung finanziert, der Fundación de Acción Científica para Manuscritos Académicos Filológicos (FACMAF), der Stiftung für die wissenschaftliche Bearbeitung akademisch-philologischer Manuskripte, deren Zweck in der Sichtung und Ordnung des Nachlasses eines ehemaligen Mitglieds des Lehrkörpers bestand, das vor Jahrzehnten verstorben war.

»Er hieß Andrés Fontana und war Spanier, wie du bereits weißt. Er lebte in Santa Cecilia bis zu seinem Tod im Jahr 1969 und war sehr beliebt, aber du weißt ja, wie das ist. Er hatte keine Familie hier, daher erhob auch niemand Anspruch auf seine Sachen, und so stapelt sich alles seit vielen Jahren in einem Keller, weil niemand eine Entscheidung treffen wollte, was damit geschehen sollte.«

»Und seitdem hat sich niemand darum gekümmert?«

»Nein, bis jetzt die FACMAF, diese neue Stiftung, die das Stipendium ausgeschrieben hat. Wenn ich ehrlich sein soll«, fügte sie in verschwörerischem Ton hinzu, »ich finde es ein bisschen beschämend, dass man drei Jahrzehnte hat verstreichen lassen, aber du weißt ja, wie es ist. Alle

sind immer schrecklich beschäftigt, die Professoren kommen und gehen, und von den Leuten, die Andrés Fontana seinerzeit gekannt und geschätzt haben, ist fast niemand mehr im Haus, bis auf ein paar alte Hasen wie ich.«

Ich bemühte mich, nicht erkennen zu lassen, dass, wenn schon seine eigenen Kollegen so wenig Interesse für den in Vergessenheit geratenen Exilanten aufbrachten, meines noch wesentlich geringer war.

»Und jetzt, wenn es dir recht ist«, fuhr sie fort und wandte sich wieder den praktischen Dingen zu, »zeige ich dir zuerst dein Büro und dann den Lagerraum, in dem sich das gesamte Material befindet. Du musst schon entschuldigen, es ging alles ein wenig überstürzt, und wir hatten keine Zeit mehr, dich besser unterzubringen.«

Nichts lag mir ferner, als sie darüber aufzuklären, warum ich es so eilig gehabt hatte hierherzukommen oder warum ich nach diesem bescheidenen Stipendium gegriffen hatte wie nach einem rettenden Strohalm, obwohl es so gar nichts mit meinen Interessen zu tun hatte. Deshalb tat ich so, als müsste ich mir die Nase putzen, und kramte in meiner Tasche nach einem Papiertaschentuch in der Hoffnung, dass Rebecca Cullen das Thema wechselte, dass sie nicht nachhakte, warum eine spanische Dozentin mit einer mehr als soliden akademischen Karriere, einer durchaus vorzeigbaren Vita, einem guten Einkommen, mit Familie und Kontakten, innerhalb von vier Tagen beschlossen hatte, mit zwei Koffern über den großen Teich zu fliegen, als wäre sie auf der Flucht vor der Pest.

Mein neues Büro erwies sich als ein abgelegener Raum von wenigen Quadratmetern, mit einem einzigen schmalen, nicht allzu sauberen Fenster, das auf den Campus hinausging. Die bescheidene Ausstattung bestand aus einem Schreibtisch mit einem alten Computer und einem klo-

bigen Telefonapparat, den man auf zwei dicken veralteten Telefonbüchern platziert hatte. Überbleibsel aus einer anderen Zeit und von anderen Menschen, altersschwache Geräte, die keiner mehr wollte. Wir werden gut miteinander auskommen, dachte ich. Schließlich waren wir als amortisierte, abgeschriebene Bedarfsgüter in einer ähnlichen Situation.

»Du solltest auch unbedingt wissen, wo du Fanny Stern findest, sie wird sich um alle Materialien kümmern, die du brauchst«, fügte Rebecca hinzu, während sie mich um die Ecke zu dem Kämmerchen, in dem sich Fannys Arbeitsplatz befand, vorangehen ließ.

Als ich den Kopf hineinstreckte, befahl mich ein diffuses Gefühl, ich wusste nicht, ob ich gerührt sein oder lachen sollte. Keine Handbreit an den Wänden war kahl: Postkarten, Kalender und allerlei Kleinkram, massenhaft Sonnenuntergänge und verschneite Berge und optimistische Botschaften mit dem übersüßen Geschmack von Marmelade: *Du kannst es, verlier nicht den Mut!, Auf Regen folgt Sonnenschein, Du hast immer einen Freund an deiner Seite ...* Mitten im Raum saß Fanny, selig lächelnd und geistesabwesend, die mit der Gier eines fünfjährigen Kindes eine Tafel weißer Schokolade vertilgte. Nur dass sie ungefähr acht Mal so alt war.

Ehe es ihr gelang, das letzte Stück hinunterzuschlucken, um uns begrüßen zu können, trat Rebecca hinter sie, fasste sie an der Schulter und umarmte sie liebevoll.

»Fanny, du kennst Doktor Perea ja schon, unsere Gastwissenschaftlerin, und du weißt, wo wir das Büro für sie eingerichtet haben, nicht wahr? Denk daran, dass du ihr immer helfen musst, wenn sie dich um etwas bittet, einverstanden?«

»Einverstanden, Mrs. Cullen«, erwiderte Fanny mit vol-

lem Mund. Zur Bekräftigung ihres guten Willens nickte sie mehrere Male heftig mit dem Kopf.

»Fanny ist sehr arbeitswillig und fleißig, weißt du, Blanca, und auch ihre Mutter war diesem Fachbereich jahrzehntelang eng verbunden.« Rebecca sprach übertrieben langsam, als würde sie jedes Wort sorgfältig wählen. »Darla Stern hat viele Jahre hier gearbeitet, eine Zeit lang auch auf dem Posten, den inzwischen ich inne habe. Wie geht es deiner Mutter, Fanny?«, fragte sie, nun wieder direkt an die jüngere Frau gewandt.

»Mama geht es sehr gut, danke, Mrs. Cullen«, antwortete sie, erneut heftig nickend, während sie ein weiteres Stück Schokolade vertilgte.

»Grüß sie schön von mir. Und jetzt lassen wir dich wieder allein, ich muss Doktor Perea noch den Lagerraum zeigen«, schloss sie.

Als wir uns zum Gehen wandten, schlug Fanny ihre Zähne erneut in die Schokolade.

»Bevor sie vor einigen Jahren in Pension gegangen ist – sie war die Assistentin des Dekans –, hat ihre Mutter unserem Fachbereich noch Fanny anvertraut, sozusagen als Vermächtnis«, klärte mich Rebecca auf, und sie meinte es offenbar nicht ironisch. »Fanny bekommt keine großartigen Aufgaben übertragen, denn ihre Fähigkeiten sind, wie du sicher schon bemerkt hast, ein kleines bisschen beschränkt. Aber sie hat klar festgelegte Bereiche und kommt ziemlich gut zurecht – sie verteilt die Post, macht Fotokopien, beschafft Material und erledigt kleine Besorgungen. Sie ist wie ein großes Kind, sie gehört einfach zu diesem Haus. Du kannst auf sie zählen, wenn du sie brauchst.«

Über ein Labyrinth aus Gängen und Treppen gelangten wir in einen abgelegenen Abschnitt des Kellers. Rebecca, mir voran, bewegte sich mit der Sicherheit eines

Menschen, der seit Jahrzehnten dieselben Wege geht. Ich, hinter ihr, bemühte mich vergeblich, mir alle Ecken und Kehren zu merken, und ahnte schon, dass ich mich etliche Male verlaufen würde, ehe ich mich hier unten zurecht fand. Unterwegs erzählte sie mir einiges über die Universität. Gut vierzehntausend Studenten, sagte sie, fast alle kommen von außerhalb. Anfangs war es ein College, das sich mit den Jahren zum gegenwärtigen Status einer kleinen, angesehenen Universität weiterentwickelte, und heute ist es der größte Arbeitgeber der Gemeinde, der ihr die meisten Einkünfte bringt.

Schließlich gelangten wir zu einem engen, von Metalltüren flankierten Gang.

»Und das, liebe Blanca, ist dein Reich«, verkündete sie, während sie eine von ihnen aufschloss. Nachdem sie die Tür nicht ohne Mühe geöffnet hatte, betätigte sie mehrere Schalter, und die Neonröhren an der Decke sprangen knisternd und flackernd an.

Vor uns lag ein schmaler Raum, lang gestreckt wie ein Eisenbahnwaggon. Der Blick fiel auf unverputzte Wände aus Beton voller Archivregale, in denen sich alle möglichen Überbleibsel eines langen, in Vergessenheit geratenen Lebens stapelten. Durch zwei waagerechte Fenster in beträchtlicher Höhe drang etwas Tageslicht und, gedämpft, das Gehämmer der nahegelegenen Baustelle herein. Zuerst meinte man, in einem einzigen Raum zu sein, doch nach ein paar Schritten wies mich Rebecca darauf hin, dass sich der Raum hinten, auf der linken Seite, l-förmig fortsetzte.

»Et voilà«, verkündete sie und betätigte dabei erneut einen Schalter, »der Nachlass von Professor Fontana.«

Mich befahl eine derart massive Mutlosigkeit, dass ich sie beinahe gebeten hätte, mich nicht dort zurückzulassen, mich wieder mit hinaufzunehmen, mir irgendeine Ecke in

ihrem gastfreundlichen, menschlich wirkenden Büro zu überlassen, wo ihre heitere Nähe mein wachsendes Unbehagen lindern würde.

Vielleicht spürte sie meine stumme Bitte, denn sie versuchte, mir ein wenig Optimismus zu vermitteln.

»Ein ganz schöner Berg, nicht wahr? Aber in ein paar Tagen wirst du dir sicher einen Überblick verschafft haben, du wirst sehen ...«

Nie hätte ich gedacht, dass die Aufgabe, den verstaubten Nachlass eines verstorbenen Professors zu ordnen, mein Rettungsring sein würde, an den ich mich mitten im Sturm klammerte. In meinem Drang, den häuslichen Dämonen zu entfliehen, hatte ich mir vorgestellt, eine radikale Veränderung des Arbeits- und Lebensumfelds sei die einzige Rettung in meinem emotional angeschlagenen Zustand. Beim Blick auf dieses Durcheinander aus wahllos aufeinandergestapelten Kartons und Aktenordnern, von Mappen, die auf dem Boden verstreut herumlagen, ohne auch nur den Ansatz einer Ordnung aufgehäufter Materialien, beschlich mich eine Ahnung, dass ich mich geirrt hatte.

Sei's drum, es gab kein Zurück mehr. Es war zu spät, zu viele Brücken waren abgebrochen. Und da stand ich nun, nachdem Rebecca gegangen war, eingesperrt in einem Keller in einem gottverlassenen Städtchen an der fernen Küste eines fremden Landes, während Tausende von Kilometern entfernt meine Söhne allein die ersten Schritte in ihr Leben als Erwachsene taten, und der Mensch, der bis vor Kurzem mein Ehemann gewesen war, sich anschickte, das aufregende Abenteuer der Vaterschaft noch einmal mit einer blonden Rechtsanwältin, die fünfzehn Jahre jünger war als ich, zu erleben.

Ich lehnte mich an die Wand und verbarg das Gesicht in den Händen. Alles schien nur immer schlimmer zu wer-

den, und ich spürte, wie mir langsam die Kraft ausging. Nichts renkte sich ein, nichts ging voran. Nicht einmal die enorme geografische Distanz hatte mir ein Fünkchen Optimismus wiedergegeben, alles schien sich hartnäckig gegen mich wenden zu wollen. Obwohl ich mir geschworen hatte, dass ich stark und mutig sein, dass ich durchhalten und nicht aufgeben würde, hatte ich auf einmal den leicht salzigen Geschmack im Mund, dem Tränen folgen.

Doch es gelang mir, mich zusammenzunehmen, mich zu beruhigen und damit der drohenden Kapitulation auszuweichen. Und so kam es, dass einen Schritt vor dem Abgrund irgendein unbewusster Mechanismus mich einen dreifachen Salto mortale rückwärts in die Vergangenheit machen ließ und in dem Augenblick, als der Untergang unumgänglich schien, die Erinnerung mich im Nu in eine längst vergangene Zeit zurückversetzte.

Da war ich, mit derselben kastanienbraunen Mähne, demselben schlanken Körper, nur zwei Jahrzehnte jünger, konfrontiert mit widrigen Umständen, von denen ich mich, so hart sie auch waren, nicht unterkriegen lassen würde. Sie gingen mir nahe, sie verletzten mich, aber sie warfen mich nicht um. Eine vielversprechende akademische Karriere, im achten Semester beendet durch eine ungeplante Schwangerschaft, intolerante Eltern, die diesen Schlag nicht verwinden konnten, eine triste Nothochzeit. Ein unreifer Anwärter auf den Staatsdienst als Ehemann. Eine eiskalte Wohnung im Souterrain als trautes Heim. Ein kränkliches Baby, das dauernd weinte, und vor mir eine ungewisse Zukunft. Eine Zeit mit Makrelenbrötchen, schwarzem Tabak und Leitungswasser, schlecht bezahlten Nachhilfestunden und Übersetzungsarbeiten auf dem Küchentisch, gefertigt mit mehr Phantasie als Genauigkeit, Tage mit wenig Schlaf und voller Hektik, mit unerfüllten

Bedürfnissen, voller Unruhe und Orientierungslosigkeit. Nicht einmal ein Bankkonto besaß ich. Auf der Habenseite standen lediglich die mir gar nicht bewusste Kraft meiner einundzwanzig Jahre, ein gerade geborener Sohn und die Nähe des Menschen, von dem ich glaubte, er wäre der Mann meines Lebens.

Und mit einem Mal hatte sich alles umgekehrt. Jetzt war ich allein und musste mich nicht mehr abmühen, um dieses schwächliche, weinerliche Kind durchzubringen, oder seinen Bruder, der knapp eineinhalb Jahre danach auf die Welt kam. Ich musste nicht mehr kämpfen, damit diese junge, überstürzte Ehe funktionierte, um meinen Mann in seinen beruflichen Ambitionen zu unterstützen, um mein Studium zu Ende zu bringen, für das ich mich in aller Frühe mit einem Heizlüfter an den Füßen über geliehene Mitschriften von Vorlesungen beugte. Um Babysitter, Kinderkrippe, Babybrei und einen Renault 5 aus dritter Hand bezahlen zu können, damit wir in eine Mietwohnung mit Zentralheizung und zwei Balkonen umziehen konnten. Um der Welt zu beweisen, dass ich keine Versagerin war. Das alles lag nun weit hinter mir, in dem neuen Kapitel meines Lebens gab es nur noch mich allein.

Die Erinnerungen, die da über mich hereingebrochen waren, ließen mich plötzlich alles viel klarer sehen. Ich nahm die Hände vom Gesicht, und während sich meine Augen noch an das kalte, unangenehme Neonlicht gewöhnten, krepelte ich schon die Ärmel hoch.

»Es gibt Schlimmeres«, murmelte ich vor mich hin.

Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, wo und wie ich beginnen sollte, den chaotischen Nachlass von Professor Andrés Fontana zu ordnen, aber ich stürzte mich mit einer Entschlossenheit in die Arbeit, als ginge es um mein Leben.

Kapitel 3

Die ersten Tage waren die schlimmsten. Mich in den Lagerraum versenkend, versuchte ich in diesem Chaos mit all den Heften, Stapeln beidseitig beschriebener Blätter, Hunderten von Packen vergilbten Papiers und einem bunten Durcheinander aus unzähligen Briefen und Postkarten einen roten Faden zu entdecken. Alles lag auf dem Boden verstreut, türmte sich entlang der Wand und in vollgestopften, unter der Last schier zusammenbrechenden Regalen oder auf schwankenden Stapeln.

Mit der ersten Woche wuchs meine Zuversicht. Zwar im Schneckentempo, doch nach und nach legte sich meine Angst vor diesem Durcheinander, bis ich mich schließlich einigermaßen sicher durch die unförmigen Haufen bewegte. Aber mir blieb kaum Zeit, mehr als einen flüchtigen Blick auf jedes Dokument zu werfen, sondern nur gerade so viel, um seinen Inhalt zu erahnen und es in die entsprechende Kategorie meines bis dato groben Organisationschemas einzusortieren. Literaturkritik, Prosa und Poesie, Geschichte Spaniens, Geschichte Kaliforniens. Korrespondenz und private Korrespondenz. All das fand sich unter den Schriftstücken des verstorbenen Professors.

Dieses blockweise Sortieren war eine sehr komplexe Aufgabe, die mich mehrere Tage in Anspruch nahm, obwohl ich bereits vor neun Uhr morgens mit der Arbeit begann und erst nach fünf Uhr nachmittags aufhörte. Trotzdem reichte es nur für eine kurze Pause, in der ich mich al-

lein in eine Ecke der Campus-Cafeteria setzte, eine Kleinigkeit aß und nebenbei die Uni-Zeitung durchblätterte. Meist machte ich sie später als üblich, so gegen zwei, wenn die Reinigungskräfte schon mit ihren riesigen Wischmopps träge über die Böden fuhren und nur noch vereinzelt ein paar Studenten an den Tischen saßen. Manche lasen, manche dösten vor sich hin, einer unterstrich lustlos ein paar Zeilen, während andere hastig die letzten Bissen ihres späten Mittagessens hinunterschlangen.

Im Laufe der Tage lernte ich endlich auch Luis Zárate, den Direktor des Fachbereichs für Moderne Sprachen, kennen. Ich brauchte dringend eine Schere, um die Kordel eines Aktenbündels aufzuschneiden, und meine war wie vom Erdboden verschwunden; vermutlich lag sie unter irgendeinem Stapel begraben. Da ich Fanny nirgends auftreiben konnte, um mir eine von ihr zu leihen, beschloss ich, bei Rebecca vorbeizuschauen. Und in ihrem Büro stieß ich dann auf die beiden, wie sie gemeinsam das kommende Vorlesungsverzeichnis überarbeiteten. Im Sitzen las sie ihm langsam etwas vor. Er stand, die Hände auf den Tisch gestützt, vorgebeugt neben ihr und lauschte aufmerksam. Sekunden schnell prägte sich mir sein Bild ein: schlank und hochgewachsen, dunkelgraue Hose, schwarzes Hemd, anthrazitfarbene Krawatte. Randlose Brille, kastanienbraunes, gut geschnittenes Haar, schätzungsweise in meinem Alter.

Wir tauschten die üblichen Höflichkeitsfloskeln aus, und er lud mich ein, ihn in sein Büro zu begleiten, wobei mich insgeheim ärgerte, wie schäbig ich daherkam. Meine Kleidung musste momentan in erster Linie schmutz- und spinnwebenresistent sein, und in diesem staubigen und ausgebleichten Outfit, das Haar notdürftig von einem Gummi zusammengehalten, stand ich jetzt mit verdreckten Händen meinem neuen Vorgesetzten gegenüber

und konnte ihn erst begrüßen, nachdem ich sie mir rasch am Hosenboden abgewischt hatte.

»Nun, ich bin sehr erfreut, Sie an unserem Institut begrüßen zu dürfen, Doktor Perea«, sagte er und deutete auf einen Sessel gegenüber seines Schreibtisches. »Oder darf ich Blanca sagen?«, erkundigte er sich, während ich Platz nahm.

Sein warmherziger Empfang wirkte nicht aufgesetzt, und sein Spanisch war exzellent. Genaue Wortwahl, gute Aussprache mit einem leichten Akzent, den ich nicht sofort einordnen konnte.

»Aber ja, gerne«, erwiderte ich. »Ich freue mich ebenfalls, Sie kennenzulernen, und danke Ihnen, dass Sie sich für mich entschieden haben.«

»Keine Ursache, Sie brauchen sich nicht zu bedanken. Es ist uns immer eine Freude, Gastdozenten bei uns begrüßen zu dürfen, obwohl für gewöhnlich nicht viele aus Spanien kommen. So ist Ihr Besuch oder – wenn dir das recht ist – dein Besuch in doppelter Hinsicht eine Freude.«

Ich nutzte dieses erste, nicht weiter in die Tiefe gehende Geplauder, um rasch meinen Blick durch sein Zimmer wandern zu lassen. Eine biegsame Schreibtischlampe aus Leichtmetall, moderne Drucke an den Wänden, Bücher und beneidenswert geordnete Schriftstücke. Nicht durch und durch minimalistisch, aber doch sehr nahe dran.

»Für uns«, fuhr er fort, »ist diese Kooperation mit der neu gegründeten FACMAF-Stiftung mehr als lohnenswert, denn so bekommen wir finanzielle Unterstützung für deine Arbeit. Uns ist jede Initiative, die Wissenschaftler aus anderen Einrichtungen zu uns bringt, immer sehr willkommen. Obwohl wir nicht im Mindesten mit jemandem von deinem Format gerechnet hätten ...«

Seine Worte versetzten mich in Alarmbereitschaft. Ich wollte so wenig wie möglich über die Gründe sprechen, die

mich dazu bewogen hatten, diese Aufgabe, die so gar nichts mit meinem Fachgebiet zu tun hatte, zu übernehmen. Weder hatte ich die Absicht, ehrlich zu sein, noch wollte ich eine aufwendige Lügengeschichte erfinden müssen. Deshalb beschloss ich, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben. Oder es zumindest zu versuchen.

»Die Stiftung und dein Fachbereich haben wirklich alle Formalitäten sehr effizient abgewickelt. Mir wurde es wirklich leicht gemacht hierherzukommen, und da bin ich nun und stecke schon mittendrin in der Arbeit. Zudem ist Santa Cecilia eine ganz bezaubernde Stadt. Hier, weit weg von zu Hause, werde ich das Millennium, das Ende dieses angeblich so wahnsinnig bedeutungsvollen Jahres, erleben. Und falls die Welt tatsächlich untergehen sollte, bleibe ich vielleicht ganz hier«, bemerkte ich bemüht geistreich.

Zu meiner Erleichterung ging er auf meinen plumpen Witz ein.

»Ja, das Millennium hat wirklich eine weltweite Paranoia ausgelöst! Und für euch in Spanien ist dieser Jahreswechsel wegen der Einführung des Euro von noch größerer Bedeutung. Apropos, wie steht ihr zur Abschaffung der guten alten Pesete?«

Meine Gründe, mich um dieses Stipendium zu bewerben, schienen den Direktor des Fachbereichs weniger zu interessieren als eine oberflächliche Unterhaltung über die jüngsten Veränderungen in meinem Land an der Schwelle zum neuen Jahrtausend. Wir sprachen über Spanien im Allgemeinen, über die Lage der spanischen Universitäten im Besonderen, über alles und gleichzeitig nichts, darüber redeten wir. Während ich mich damit auf sicheren Boden zurückzog, nutzte ich die Gelegenheit, ihn mir genauer anzusehen.

Ich schätzte ihn drei oder vier Jahre jünger als mich.

Die vierzig hatte er aber sicher überschritten, dafür gab es untrügliche Anzeichen. Die ersten grauen Haare an den Schläfen, ein paar kleine Falten in den Augenwinkeln, was ihn allerdings nicht weniger attraktiv machte. Er war der Sohn einer chilenischen Psychologin, wie er mir sagte, und eines Traumatologen aus Santander, der schon seit vielen Jahren in den USA lebte und zu dem er offenbar wenig Kontakt hatte. Summa summarum ein angenehmer und guter Gesprächspartner.

Zweifellos redete Luis Zárate gern und viel, und ich ließ ihn gewähren. Je weniger ich von mir und meinen Motiven berichten musste, umso besser. Dafür erfuhr ich einiges über seinen akademischen Werdegang und dass er erst seit ein paar Jahren in Santa Cecilia war, woraus ich den Schluss zog, dass er möglichst bald von hier weg wollte und auf einen Posten an irgendeiner prestigeträchtigen Universität an der Ostküste spekulierte. Und nachdem ich über eine halbe Stunde mit ihm geplaudert hatte, war ich zu meiner großen Freude davon überzeugt, dass diesem Spezialisten für postmoderne kulturelle Studien die vergilbte Zettelwirtschaft des früheren Dozenten, der sich schon seit gut drei Jahrzehnten die Radieschen von unten besah, mehr als gleichgültig war. Hier konnte ich einfach vor mich hin arbeiten, ohne irgendjemandem Rechenschaft ablegen zu müssen.

Ich stand schon im Flur, hatte mich bereits verabschiedet und wollte gerade zurück in den Keller, da rief er mich von der Tür seines Büros aus noch einmal zu sich – als widerstrebte es ihm, mich gehen zu lassen.

»Ich halte es für eine gute Idee, ein kleines Beisammensein zu organisieren, um dich den anderen Mitgliedern unserer Abteilung vorzustellen.« Er wartete meine Reaktion gar nicht erst ab, sondern fuhr fort: »Wie wäre es zum

Beispiel am Donnerstag um die Mittagszeit? Gleich hier, im Sitzungssaal?«

Warum nicht?, dachte ich. Etwas Abwechslung täte mir sicher gut, ich käme mal aus meinem Loch heraus und wieder unter Leute. Außerdem wäre es eine gute Gelegenheit, all den Gesichtern, die mir inzwischen doch recht vertraut waren, weil ich ihnen schon öfter auf der Treppe oder im Aufzug begegnet war, oder wenn ich bei Starbucks für einen Kaffee anstand, in einem Laden im Ort einkaufte oder über den Campus schlenderte, einen Namen zuordnen zu können.

Schließlich kam der Tag der Einladung. Der mir bis dahin noch unbekanntere Sitzungssaal war ein großzügig geschnittener Raum mit breiten Fenstern links und rechts. Die dritte Wand wurde vollständig von einer Bibliothek mit sehr alten, in Leder gebundenen Bänden eingenommen. An der vierten hingen zahlreiche Fotografien. Der Catering-Service der Uni hatte ein Buffet mit kalten Fleischplatten, Käse, Obst und Salaten vorbereitet. Kaum jemand setzte sich, fast alle bedienten sich im Stehen. Man stand plaudernd in kleinen Gruppen beisammen, die sich im Rhythmus der Gespräche bildeten und wieder auflösten.

Ich unterhielt mich mit dem einen und anderen, der Direktor geleitete mich zu den diversen Zirkeln der Sprachdozenten. Spanisch war zahlenmäßig am stärksten vertreten. Es gab amerikanisierte Hispanos, hispanisierte Amerikaner und etliche, die sich sozusagen im Niemandsland bewegten. Es gab Professoren für Chicano-Literatur, Spezialisten für Mario Vargas Llosa, Benito Pérez Galdós oder Elena Poniatowska, Experten für vergleichende Sprachwissenschaft und für Bryce Echenique. Es gab Leute, die Vargas analysierten, die ältesten Zeugnisse arabisch-andalusischer Lyrik, und leidenschaftliche Verfechter der Sache

der Mestizen oder alternativer Richtungen. Es gab viel für mich zu entdecken. Die meisten kannte ich vom Sehen, einige wenige aber gar nicht. Rebecca war ebenfalls zu diesem Brunch erschienen und beteiligte sich rege an allen Gesprächen, wobei sie die Verwaltung scharf im Auge behielt. In einer Ecke hatte es sich Fanny mit einer ordentlichen Portion Roastbeef und einer Diät-Pepsi gemütlich gemacht und zerkaute, ganz in ihre Welt versunken, im monotonen Rhythmus einer Häckselmaschine ihr Mahl.

Das Essen begann um zwölf Uhr mittags und dauerte exakt sechzig Minuten. Punkt eins löste sich die Versammlung auf, und sofort begannen ein paar Studentinnen in blaugelber Montur – den Farben der Uni –, die Reste des Mittagessens einzusammeln. Und nun, als fast schon alle gegangen waren, konnte ich mir endlich die vierte, mit unzähligen Fotos dekorierte Wand genauer ansehen. Dort, so ahnte ich, war die Geschichte dieses Fachbereichs, der vorerst – auf Gedeih und Verderb – auch meine Heimstatt war, bildlich festgehalten.

Es fanden sich die typischen Schnappschüsse, mal waren die Aufnahmen älteren, mal jüngeren Datums, es gab Gruppen- oder Einzelfotos, in Farbe oder Schwarz-Weiß. Die meisten Bilder waren bei offiziellen Anlässen entstanden – bei der Überreichung von Diplomen, bei der Verleihung der Doktorwürde, bei Konferenzen –, und deshalb präsentierten sich die Protagonisten zumeist seriös gekleidet, häufig in Talar und mit Barett. Unter all den Gesichtern machte ich mich auf die Suche nach einem mir möglicherweise bekannten, als ich merkte, dass Rebecca näher gekommen war.

»Die Geschichte deiner neuen Wirkungsstätte, Blanca«, sagte sie mit leicht melancholischem Unterton.

Schweigend stand sie eine Weile neben mir, bevor sie

mit dem Zeigefinger nacheinander auf vier verschiedene Fotos deutete.

»Und das ist er, Andrés Fontana.«

Ein kräftiger, entschlossen wirkender Mann, dunkle, intelligente Augen unter dichten Brauen. Fülliges, gelocktes, nach hinten gekämmtes Haar, ein voller Bart. Ein breiter Mund, wenn er redete, eine düster-konzentrierte Miene, wenn er zuhörte. Ein Mann aus Fleisch und Blut – das vermochten diese festgehaltenen Augenblicke, diese statischen Momentaufnahmen noch zu vermitteln.

Und plötzlich wusste ich es. Schlagartig wurde mir klar, welchem Irrtum ich aufgesessen war. Ehe ich ihn durch das matte Glas über den alten Fotografien leicht verschwommen sah, hatte ich angenommen, meine Aufgabe bestünde lediglich darin, sämtliche von seiner Hand verfassten Dokumente zusammenzuführen, rein mechanisch, ohne den Menschen dahinter zu sehen. Doch ein einziger Blick auf diese Bilder ließ mich erkennen, dass der Elan, mit dem ich mich in meine neue Aufgabe gestürzt hatte, mich dieses Vermächtnis mit einer Distanz hatte behandeln lassen, die an Lieblosigkeit grenzte. Als ginge es dabei um ein industrielles Produkt, das nur noch von einem anonymen Arbeiter mit weißem Kittel in irgendeiner Werkshalle keimfrei verpackt werden müsste. Versunken im eigenen Elend, hatte ich mich, um mich von meinen Problemen abzulenken, selbst ununterbrochen angetrieben und mir nicht die Mühe gemacht, die menschliche Seite des Ganzen zu betrachten, die sich zwangsläufig auf jeder Seite des Vermächtnisses verbarg: sich zwischen den Zeilen versteckte, hinter den Sätzen verschanzte, wie Spinnweben in jedem Wortstrich hing.

Mit einem unguuten Gefühl im Magen wandte ich mich von der Wand ab.

Ich brauchte Platz, Abstand, Luft. Zum ersten Mal, seit ich hier war, gönnte ich mir eine Pause.

Ohne vorher noch im Lagerraum die Lichter zu löschen, beschloss ich, durch Santa Cecilia zu bummeln, durch Gegenden, wo ich noch nicht gewesen war. Straßen, durch die nur gelegentlich ein Auto oder ab und zu ein Student mit dem Fahrrad fuhr, Wohngebiete und entlegene, fast unbewohnte Areale, in die ich noch nie einen Fuß gesetzt hatte. Bis mich meine zufälligen Schritte an einen unbekanntenen Ort führten. Vor mir erstreckte sich ein weitläufiger Pinienhain, der sich einen Hang hinauf bis zum Horizont ausdehnte, ohne dass man ein Ende ausmachen konnte. Zu dieser Stunde, kurz vor Sonnenuntergang, war die Ruhe, die hier herrschte, einfach überwältigend. Frei von aller dramatischen Ästhetik, die Orten von extremer Schönheit oft eigen ist, ohne den Anspruch, auf eine Postkarte gedruckt werden zu müssen, doch mit dem Bewusstsein, ein besonderer Ort zu sein, ein Ort, der Frieden und Trost spendete. Die Ruhe hier war Balsam für die Seele.

Doch dieses mit Girlanden geschmückte paradiesische Fleckchen Erde in fußläufiger Nähe würde es wohl nicht mehr lange geben. Auf einem gigantischen Werbeplakat, vollgepflastert mit angeblichen Momentaufnahmen von glücklich lächelnden Menschen, kündigten über einen halben Meter hohe Buchstaben an, was einen demnächst hier erwartete: das *Premier Retail Center – Exciting Shopping, Dining and Entertainment. Specialty Stores. Restaurants and Attractions. Family Fun.*

Direkt davor und in unmittelbarer Nähe der überdimensionierten Werbefläche steckten, wie eine Vielzahl kleiner Davids vor einem riesigen Goliath, eine Unmenge von Appellen und selbst gebastelten Plakaten aus Pappe, Holz oder Stoffbahnen, die zigmal das Wort NO wiederholten.

Nein zum Erlebnis-Shopping, nein zu Spezialgeschäften, nein zu dieser Art von Familienspaß. Da fiel mir ein, dass ich in der Uni-Zeitung wiederholt von dieser Kampagne gegen das Einkaufszentrum gelesen hatte. Artikel und Leserbriefe, Interviews, Berichte von Versammlungen und Leitartikel zu diesem Thema. Die ewig gleiche Geschichte.

Ich machte kehrt und entfernte mich von dem Plakat, das ein wahres Paradies an Geschäften und Spaß ohne Ende verhieß. Es wurde allmählich Abend, und ich beobachtete, wie die letzten Müßiggänger sich mit mir auf den Weg zurück in die Zivilisation machten. Ein paar schwitzende Studenten verbrannten Kalorien, eine Mutter war mit einem Kleinkind unterwegs, ein altes verliebtes Ehepaar ging spazieren. Leute, die die Gegend genossen, Leute, die vielleicht sogar bewusst hierherkamen, bevor sie nicht mehr die Gelegenheit dazu haben würden. Die Geschichte dieser geplanten Zerstörung klang für mich nur allzu vertraut, dachte ich und beschloss, dass es Zeit war, nach Hause zu gehen.

Auf dem Rückweg musste ich noch ein paar Sachen fürs Abendessen besorgen. Normalerweise deckte ich mich in Meli's Market in einem Gässchen gleich am Hauptplatz ein. Obwohl der Laden sehr unpräzise wirkte – die Holzböden waren unbehandelt, die Klinkerwände nicht verputzt, das ganze Ambiente einem altmodischen Lebensmittelladen aus einem Westernfilm nachempfunden –, bewiesen das große Angebot an Delikatessen und die vielen Bioprodukte mit den schlichten, aber eleganten Etiketten, dass es sich um ein Geschäft für anspruchsvolle Genießer mit gut gefüllten Geldbörsen handelte und weniger für Studenten oder Durchschnittsfamilien gedacht war, die mit ihren Einkünften haushalten mussten, um bis zum Monatsende auszukommen.

Doch seit ich in Santa Cecilia lebte, hatte ich mit fast allen meinen früheren Gewohnheiten gebrochen, zu denen unter anderem auch der vierzehntägige Großeinkauf in einem der riesigen Supermärkte mit einer erschlagenden Angebotsfülle, Nachlässen bei Tiefkühlprodukten und Sonderangeboten der Kategorie »drei zum Preis von zwei« zählte. Wie viele andere Dinge in meinem Leben gehörten überquellende Einkaufswagen mit Kartons halbfetter Milch und Dutzenden Rollen von Toilettenpapier der Vergangenheit an. Mein täglicher Besuch in Meli's Market hatte diese Tradition ehrenvoll abgelöst.

Es war kurz vor Ladenschluss. Die letzten Kunden kauften schon etwas gehetzt ein, und die mit langen schwarzen Schürzen ausgestaffierten Angestellten schienen ihren Feierabend bereits herbeizusehnen. In der Käsecke griff ich, ohne lange zu überlegen, nach einem Stück Parmesan, legte noch ein Glas getrockneter Tomaten in Öl und ein Bund Rucola in meinen Korb. Dann ging ich zum Brot, wo es, wie ich schon vermutet hatte, fast nichts mehr gab. Und dort spürte ich unvermittelt eine leichte Berührung an der linken Schulter. Eigentlich nur, wie zwei Finger mich mit ganz leichtem Druck streiften. Mitten in meinen absurd anmutenden Überlegungen, ob ich nun einen kleinen runden Laib mit Olivenstückchen oder besser ein mit Sesam bestreutes Baguette nehmen sollte, stand plötzlich Rebecca Cullen vor mir, deren Anwesenheit hier im Geschäft mir bis dahin gar nicht aufgefallen war. Na, wie geht's?, ich habe dich von Weitem gesehen, gut und dir, ich schaue mich um, kann mich schwer entscheiden, mir geht es genauso, ich weiß auch nicht, was ich einkaufen soll, und gleich schließen sie ...

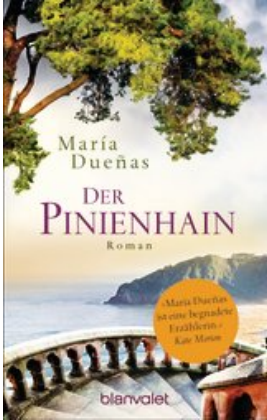
Und urplötzlich tauchte wie aus dem Nichts hinter ihrem Rücken jemand auf. Hochgewachsen und auffallend

anders, mit weißem Hemd, hellem Bart, gebräuntem Gesicht und blondem, grau meliertem Haar, das er etwas länger trug als üblich. Er hielt eine Flasche Wein in der Hand, und seine auf der Nasenspitze sitzende Lesebrille verriet, dass er gerade noch damit beschäftigt gewesen war, Etiketten zu entziffern. Mein Freund Daniel Carter, ein ehemaliger Professor unseres Fachbereichs, sagte Rebecca lediglich. Mehr nicht.

Als er mir seine große Hand entgegenstreckte, bemerkte ich am rechten Handgelenk eine voluminöse schwarze Digitaluhr, eines jener Geräte, die man häufig bei Sportlern, aber eigentlich nie bei Akademikern von der Universität sieht. Ich reichte ihm die meine und wollte gerade zu einer Begrüßung auf Englisch ansetzen. Mit einem dieser Standardsätze, die ich inzwischen fast automatisiert und seit meiner Ankunft schon zigmal aufgesagt hatte. Wie geht's?, freut mich, dich kennenzulernen, etwas in der Art. Doch er kam mir zuvor. Zu meiner Überraschung sprach mich dieser athletische, trotz seines gereiften Alters fast jugendlich wirkende Amerikaner, der nur wenig mit meinen Kollegen aus den Hörsälen oder im Büro gemein hatte, der meine Hand in der seinen behielt, während er mich mit seinen hellen Augen ansah, in meiner Muttersprache an, in schönstem Spanisch, was mich regelrecht aus der Fassung brachte.

»Rebecca hat mir erzählt, dass du, liebste Blanca, mit der Mission, das Vermächtnis unseres alten Professors zu retten, gerade hier in Santa Cecilia weilst. Ich wollte dich gerne kennenlernen, wo sich doch nur selten schöne Damen von edlem spanischem Geblüt in unsere entlegenen Gefilde verirren.«

Ich musste laut lachen. Seine Parodie auf die galante Ausdrucksweise früherer Zeiten war einfach zu schön. Ich



María Dueñas

Der Pinienhain

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 576 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38284-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: November 2014

Eine große Saga über Erinnerung, Freundschaft und Verrat

Ein gebrochenes Herz treibt die Literaturdozentin Blanca Perea aus Madrid ans andere Ende des Atlantiks. Um die Welt um sie herum zu vergessen, widmet sie sich in den Archiven einer kleinen Universität in Kalifornien den Forschungen eines verstorbenen Kollegen. Als sie tief in die Vergangenheit eintaucht, entdeckt sie eine Geschichte über Heimat, Liebe und Verrat, die bis ins Spanien der 50er Jahre zurückreicht – und in die auch ihr faszinierender Auftraggeber David Carter verstrickt zu sein scheint. Er war der beste Freund des Verstorbenen, bis ein Unglück sie entzweite ...